

„Seht, ich schaffe etwas Neues!“ - Gott macht einen neuen Anfang

Fastenpredigt im Kleinen Michel am 8. März 2016 zu Jes 43, 16-21

Wir haben einen langen Weg zurückgelegt in den letzten Wochen.

Mit **Abraham** fing alles an. Wir standen neben ihm, als Gott zu ihm sprach: „Schau doch zum Himmel hinauf!“ und ihm Nachkommen verhieß – so zahlreich wie die Sterne, die man nicht zählen kann – und mit ihm einen Bund schloss: „Deinen Nachkommen gebe ich dieses Land“.

Mit **Mose** kamen wir zum Gottesberg Horeb, zum brennenden Dornbusch, und hörten die göttliche Stimme: „Ich bin der Ich-bin-da für euch“ - jener unaussprechliche Name, der nur aus vier Konsonanten besteht und der das Geheimnis Gottes, sein inneres Wesen offenbart und verbirgt zugleich. Dieser Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs erweist sich als Befreier: ein Gott, der in die Freiheit hinausführt – Exodus! Und der hinaufführen will in ein „Land, wo Milch und Honig fließen“ - kein Schlaraffenland, aber ein Land, wo Leben gelingen kann.

Es folgten 40 Jahre in der Wüste, Einübung ins Vertrauen, mit vielerlei Fortschritt und Rückschritt; 40 Jahre „Schule des Glaubens“, in der wir mit Israel die Sklaven-Mentalität, die uns in Ägypten beherrschte, ablegen konnten, um frei zu werden für das Gelobte Land. Die „Blaupause“, der „Masterplan“ für das Leben in diesem verheißenen Land – das ist die Tora, die Gott am Sinai auf den Weg mitgegeben hat.

Mit **Josua** und ganz Israel gingen wir über den Jordan und hörten wieder die Stimme Gottes: „Heute habe ich die Schande von euch weggewälzt“ - die Schande Ägyptens, den Makel der Knechtschaft, den Stempel, der uns zu Sklaven gemacht hat. Jetzt war der Exodus, der Auszug aus der Knechtschaft, ans Ziel gekommen: als freie Menschen feierten wir Pas-cha in der Ebene von Jericho, auf dem Boden des verheißenen Landes. Und waren nicht mehr abhängig von göttlicher Alimentierung, dem Manna, sondern aßen vom Ertrag des Landes, von unserer eigenen Hände Arbeit.

Seitdem sind mehrere hundert Jahre vergangen. Wir haben uns eingerichtet im Lande, haben uns etabliert. Haben uns unsere kleinen und großen Sicherheiten geschaffen. Haben dabei den Befreier-Gott vergessen – bzw. domestiziert in Tempel und Kirchen. Wir brauchen ihn nicht mehr; wir haben ihn nicht mehr nötig. Er würde eigentlich auch nur stören – unsere Geschäfte, unseren kirchlichen Betrieb.

Doch dann kommt – mit Ansage durch die Propheten - die **Katastrophe**. Zunächst, im Jahre 722 vor Christus, in Gestalt der Assyrer, die das Nordreich Israel erobern und von der Landkarte wischen. Und ungefähr hundertdreißig Jahre später rückt die nächste Großmacht heran, die Babylonier. Im Jahre 586 wird Jerusalem von ihnen endgültig erobert und zerstört und die gesamte Oberschicht - Priester, Beamte, Militärs und Handwerker – in die Gefangenschaft verschleppt. Die Katastrophe führt in die **Krise**. Denn nun steht alles in Frage, was bislang Israel ausgemacht hat. Alle identitätsstiftenden Institutionen sind ja verloren: der Tempel, der Opferkult, das Königtum, Jerusalem, das Land. Das Land, das Gott doch gegeben, das er vertraglich zugesagt hatte!

Diese Krise ist nicht nur äußerlich; sie ist existentiell! Denn mit diesen Identitätsmarkern, die verschwunden sind, scheint auch Gott selbst verschwunden zu sein. Was bleibt von Gott, wenn alle seine Versprechen sich in Nichts aufgelöst haben? Wenn nichts mehr an ihn erinnert?

„Krise“ ist auch ein Signalwort unserer Tage. Vor einigen Jahren nahm uns die Schuldenkrise oder Finanzkrise in Beschlag. Inzwischen hat sich die sog. Flüchtlingskrise in den Vordergrund geschoben und beschäftigt uns praktisch täglich. Finanzkrise und Flüchtlingskrise bringen Europa in die Krise; der Zusammenhalt innerhalb der Europäischen Union ist akut in Gefahr. Und dahinter

steht die Frage: was macht überhaupt die Identität dieses Europas aus? - Die Welt, so fühlt es sich an, gerät aus den Fugen. Manche sehnen sich zurück nach den Zeiten, als die Welt noch – scheinbar – in Ordnung war - oder zumindest irgendwie übersichtlicher.

Dasselbe gilt auch für unsere **Kirche**. Die gewohnten Formen, die lieb gewordenen Traditionen zerbrechen, funktionieren nicht mehr. Pastoralpläne können die Erosion nicht aufhalten. Pastorale (Groß-)Räume verdecken eher den Schwund, verstärken ihn möglicherweise noch. Der Sog der Säkularisierung führt vielerorts zur Auszehrung des Glaubens – auch bei denen, die eigentlich etwas anderes wollten. Die Glaubenskrise hat längst auch die Gläubigen erfasst. Der Münsteraner Theologe Johann Baptist Metz spricht deswegen auch von Gotteskrise. Gott ist einfach abhanden gekommen – und wird auch nicht mehr vermisst...

In diesem babylonischen Exil tritt nun ein **Prophet** auf, dessen Namen wir nicht kennen. Das macht aber auch nichts; denn es geht ja nicht um seine Person, sondern um die Sache, für die er steht. Die Bibelwissenschaftler nennen ihn behelfsweise „Deutero-Jesaja“, den Zweiten Jesaja. Denn seine Botschaft finden wir im Buch des Propheten Jesaja in den Kapiteln 40 bis 55. Aus dem 43. Kapitel haben wir soeben einige Verse gehört; sie bilden auch die alttestamentliche Lesung am kommenden 5. Fastensonntag.

Dieser Prophet beschwört im Exil, in der Verbannung, in der Fremde und Entfremdung eine neue Hoffnung. Eine Hoffnung, die sich speist aus der Erinnerung: der Erinnerung an den früheren Exodus. In der Übersetzung von Martin Buber und Franz Rosenzweig:

„...der einen Weg einst gab durch das Meer,
einen Pfad durch wütige Wasser,
der hinfahren ließ Wagen und Roßmacht,
Heertroß und Streiterwut, -
miteinander legten sie sich nieder
ohne wieder aufzustehn,
schwelten wie ein Docht,
erloschen.“

Sprachmächtige Bilder, die von damals wie heute unglaublicher Rettung künden! Von der Depotenzierung der Großmacht Ägypten, der Liquidierung des ganzen pharaonischen Systems. Will sagen: auch Babylon kann stürzen! Kein Imperium währt ewig. Die Geschichte ist noch nicht zu Ende.

Gott ist immer noch für Überraschungen gut. Wieder hören wir seine Stimme – nun im Munde des Propheten: „Wohlan, ich tue ein Neues. Jetzt wächst es auf; erkennt ihr´s nicht?“ Oder – in der uns geläufigen Einheitsübersetzung: „Seht, ich schaffe etwas Neues! Schon kommt es zum Vorschein; merkt ihr es nicht?“

Um dieses **Neue** zu erkennen, um es zu bemerken, müssen wir zu allererst unseren Blick wenden. Nicht mehr in die Vergangenheit schauen, nicht länger dem Verlorenen nachtrauern. Nicht nostalgisch die gute alte Zeit verklären. Gott fordert uns auf: „Gedenket nimmer des Früheren, dem Vormaligen sinnt nimmer nach!“ Die frühere Herrlichkeit ist vergangen; sie hilft nicht für die Zukunft!

Zukunft eröffnet nur ein mutiger Blick nach vorne. Und auch der wird in unserem Text mit Bildern des **Exodus** markiert:

„Auch in der Wüste setze ich einen Weg,
in die Einöde Ströme,
das Wild des Feldes wird mich verehren,
Schakale und Strauße,
daß in die Wüste ich Wasser gab,
Ströme in die Einöde,
mein Volk, meinen Erwählten zu erquicken.“

In den Wüsten unseres Lebens bahnt Gott einen Weg. Den Durst unseres Lebens stillt er mit

erquickendem Wasser. Das – so sagt der Prophet – ist nicht nur einmal, ganz zu Anfang, beim ersten Exodus geschehen. Es kann immer wieder, es kann auch heute geschehen – wenn wir die **Zeichen der Zeit** beachten.

Die „Zeichen der Zeit“ - diesen Ausdruck finden wir bei Jesus im Lukas-Evangelium. Jesus sagt da zu den Leuten: „Sobald ihr im Westen Wolken aufsteigen seht, sagt ihr: es gibt Regen. Und wenn der Südwind weht, dann sagt ihr: es wird heiß. Und es trifft ein. (...) Das Aussehen der Erde und des Himmels könnt ihr deuten. Warum könnt ihr dann die Zeichen dieser Zeit nicht deuten?“ (Lk 12, 54-56).

Papst Johannes XXIII hat in seiner Enzyklika „Pacem in terris“ 1963 diesen Ausdruck „Zeichen der Zeit“ aufgegriffen. Auch das 2. Vatikanische Konzil spricht in seiner Pastorkonstitution „Gaudium et Spes“ mehrfach von den „Zeichen der Zeit“, die es im Lichte des Evangeliums zu deuten gelte.

Und eines unserer Hochgebete nimmt genau diese Formulierung auf:

„Lass alle Glieder der Kirche die Zeichen der Zeit verstehen und in der Treue zu deinem Evangelium wachsen. Mache uns offen für die Menschen um uns, dass wir ihre Trauer und Angst, ihre Hoffnungen und Freuden teilen und ihnen den Weg weisen zum Heil.“

Und wenn wir nun die vorhin genannten Krisen – in Politik, Gesellschaft und Kirche – als solche „Zeichen der Zeit“ lesen würden? Als Vorzeichen einer Zukunft, die wir noch nicht kennen? Als Anzeichen für etwas Neues, das sich ankündigt, ohne dass wir schon sagen könnten, was genau es ist?

So viel ist m.E. jedenfalls sicher: es ändert sich gerade ganz viel, und es wird sich noch viel mehr ändern!

Ehrlich gesagt: ich habe gar nicht mehr so viel Lust auf **Veränderungen**. Das hängt wahrscheinlich auch mit meinem Alter zusammen. Ich möchte mich gar nicht immer wieder und immer öfter umgewöhnen müssen an Neues. Neuerungen sind häufig einfach nur lästig. Das Wörtchen „neu“ hat für mich nicht mehr den verheißungsvollen Klang, den ihm beispielsweise die Werbung zulegt. Freilich: wie „neu“ ist dieses angeblich Neue denn wirklich, das uns da angepriesen wird?

Auch die großen, weltweiten Veränderungen können uns Angst machen. Andererseits ist das, was heute in der globalen Welt geschieht, vielleicht – auf's Ganze betrachtet - auch nicht so neu in der Geschichte der Menschheit. Hunger, Krieg, Vertreibung, Flucht, Migration – die biblische Überlieferung ist voll davon!

Neu ist, dass es im Zuge der **Globalisierung** bei uns ankommt. Und mit der Globalisierung der Probleme und Krisen wächst unsere Verantwortung. Papst Franziskus spricht deshalb von der notwendigen Globalisierung der Solidarität.

Das ist eine Herausforderung, aber auch eine Chance für uns als Kirche. Sind wir doch immer noch der größte „global player“ überhaupt.

Was will Gott uns sagen – in den Krisen unserer Zeit? In den Krisen innerhalb der Kirche? Wohin weisen uns die „Zeichen der Zeit“? Lesen wir die Botschaft des Jesaja als Hoffnungstext – auch inmitten unseres „Exils“?

Am Ende jedenfalls steht die Zusage Gottes, mit der er seine Absicht ausdrückt: „Das Volk, das ich mir geschaffen habe, wird meinen Ruhm verkünden“ (EÜ). Wie auch immer diese Volk Gottes sich künftig darstellen wird, was auch immer auf uns zukommt – das Neue, das schon aufwächst und das wir noch nicht erkennen: immer bleibt er unser Gott, bleiben wir seine Menschen - „das Volk, das ich mir gebildet habe, auf dass meinen Preis sie erzählen“.

Amen.

Helmut Röhrbein-Viehoff